

Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong

**„Die Ortsgemeinde ...
verstehen – theologisch reflektieren – zukunftsfähig gestalten“
Vortrag vor dem Pastor*innenkonvent des Kirchenkreises Dithmarschen
am 11.5.2016 in Hennstedt**

Liebe Pastorinnen, liebe Pastoren,

ich bedanke mich für die Einladung, heute zu Ihnen sprechen zu dürfen und habe sie gerne angenommen, weil mir als Praktische Theologin der Kontakt zur kirchlichen Praxis wichtig ist. Ebenso wichtig ist mir das Thema; und ich finde es interessant, dass ich im Moment öfter gebeten werde, über die Ortsgemeinde und ihre Zukunft zu sprechen. Es besteht offensichtlich ein Reflexionsbedarf, vielleicht auch Vergewisserungsbedarf über die sozialen Formen, in denen die Kirche sich organisiert und ihren Ausdruck christlicher Gemeinschaft findet. Es scheint mir an der Zeit zu sein, sich grundlegend und in Ruhe Gedanken zu machen um die Gestalt der Kirche im 21. Jahrhundert, nachdem bei dem Thema lange häufig finanzielle Überlegungen im Vordergrund standen. In diese Richtung verstehe ich meinen Auftrag heute: Die Ortsgemeinde als vertraute und selbstverständliche Organisationsform der Kirche einmal grundlegend anzugucken und zu verstehen – das wird der erste Schritt –, in einem zweiten dann zu fragen, wie sie eigentlich theologisch begründet ist und anschließend Perspektiven für ihre Zukunft zu entwerfen. Herr Pistol hat mir neben diesem Wunsch zwei Themenstränge genannt, die bei Ihren Überlegungen für den heutigen Konvent ebenfalls eine Rolle gespielt haben: Die Reformation in ihren Auswirkungen auf heute und die Zukunft des Ehrenamtes, auch im Blick auf die anstehenden Kirchengemeinderatswahlen. Beides habe ich versucht mitzubedenken – und ansonsten besteht ja nach dem Vortrag Gelegenheit zur Rückfragen, in denen Sie sich gerne wünschen dürfen, wozu ich nochmal ausführlicher Stellung beziehen soll.

1. Die Ortsgemeinde verstehen

Die Form der Ortsgemeinde erscheint uns in Deutschland relativ selbstverständlich. Versucht man sie in anderen Teilen der Welt zu erläutern, merkt man erst, wie wenig selbstverständlich sie ist – das war eine für mich zentrale Erkenntnis während meines Praktikums in den USA im Rahmen meines Theologiestudiums. Dass meine dortige Gemeinde trotz meiner Bemühungen nicht so richtig verstanden hat, wie die deutsche Ortsgemeinde funktioniert; einerseits mit der Zuweisung von Kirchenmitgliedern und der gleichzeitigen Möglichkeit, sich umgemeinden zu lassen und andererseits als christliche Gemeinschaft von Menschen, die aber in sehr unterschiedlichen Weisen wahrgenommen und gelebt wird – dass diese Konstruktion in den Suburbs von Chicago nicht so richtig eingängig war, lag nicht nur an meinen damals deutlich ausbaufähigen Englischkenntnissen. In der Tat ist die heutige Ortsgemeinde ein eigentümliches Mischgebilde. Um dies zu verstehen, muss ich mit Ihnen einige Ausflüge in die Geschichte unternehmen, mindestens in zwei ganz verschiedene historische Epochen und zusätzlich aufgrund Ihres Interesses in die

Reformationszeit: einen Ausflug in das Mittelalter und einen in die frühe Moderne Ende des 19. Jahrhunderts.

Das mittelalterliche Territorialprinzip

Aus dem Mittelalter stammt bereits die Konstitutionslogik, also das Zustandekommen der Ortsgemeinde. Es ist das sog. territoriale Prinzip, verbunden mit einer Zuweisung: Menschen einer bestimmten Konfession werden über ihren ersten Wohnsitz automatisch einer Gemeinde zugewiesen, deren Mitglied sie sind, wenn sie dem nicht explizit widersprechen - also sich umgemeinden lassen.

Diese Logik von Gemeinde entstand in ihren Anfängen im 4. Jahrhundert, als das Christentum zur „Reichskirche“ geworden war.¹ Die Kirche lehnte sich damals an römisches Recht inklusive der Verwaltungsbezirke an und machte damit ihren Anspruch deutlich, die gesamte Bevölkerung kirchlich zu organisieren.

Vollständig durchgesetzt wurde das Territorialprinzip auf dem Land dann ab dem 9. Jahrhundert, als der Pfarrzwang eingeführt wurde sowie die Pflicht, den Zehnten an die Kirche abzuliefern: Nur so war es möglich, die Gläubigen einerseits zu kontrollieren, ob sie zum Abendmahl gingen und ihre Kinder taufen ließen und andererseits sicherzustellen, dass ihr Geld dahin floss, wohin es fließen sollte. In den Städten hingegen lebten die Priester noch wesentlich länger in Gemeinschaft zusammen und waren für unterschiedliche Kirchen zuständig, betrachteten diese aber nicht als ihre Gemeinden.

Zudem war die Parochie, also die Ortsgemeinde, nie die einzige kirchliche Sozialform. Es gab zur territorialen Orientierung auch immer Alternativen wie beispielsweise das Mönchtum. Durch die Geschichte der Kirche hindurch kam es immer wieder zu Konflikten zwischen parochialen und nichtparochialen Formen kirchlicher Organisation. Im 12. und 13. Jahrhundert gab es beispielsweise Spannungen zwischen den Bettelorden und den Parochialgemeinden, weil die Mönche zum einen besser ausgebildet waren und ihre Predigten das erwachende Bürgertum geistlich stärker ansprachen, die Orden zum anderen auch keine „Stolgebühren“ für die Amtshandlungen nahmen. Insgesamt setzte sich in den Städten das parochiale Prinzip nur zögernd und regional sehr verschieden durch und adlige Familien und Kaufleute hatten oft Sonderrechte und durften sich ihre Gemeinde frei wählen.

Der Einfluss der Reformation

Zur Zeit der Reformation war die Parochie allerdings auch in den Städten fast durchgehend die „normale“ Form kirchlicher Organisation. Dies war wichtig im Blick auf den Einfluss der Reformation auf heutige Strukturen: Luther widerstrebte es aus theologischen Gründen, bestimmte kirchliche Sozialformen als verbindlich zu erklären oder gar theologisch zu sanktionieren, denn Organisationsformen waren für ihn eine Frage irdischer Zweckmäßigkeit und keine theologische Entscheidung. Entsprechend formuliert ja auch die Confessio Augustana in Artikel 7: „Es wird auch gelehrt, dass allezeit eine heilige, christliche Kirche sein und bleiben muss, die die Versammlung aller Gläubigen ist, bei denen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut dem Evangelium gereicht werden.“ Die

¹ Zur historischen Entwicklung vgl. Pohl-Patalong, Uta: Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell, Göttingen 2003, 64ff.

Heilszueignung durch Wort und Sakrament ist entscheidend für das Kirchesein von Kirche, ihre Formen gehören zu den „menschlichen Ordnungen“ (vgl. Art. 15). Wenn aber kein theologischer Impuls dazu vorhanden war, über Strukturfragen nachzudenken, lag eine Orientierung am Vorgefundenen – und damit an der Parochie - nahe. Dies passte auch recht gut zu der Erfahrung Luthers, dass die einzelnen Gemeinden gegenüber der kirchlichen Institution für seine reformatorischen Ideen deutlich offener waren.

Darüber hinaus verstärkte sich die Bedeutung der Parochie auch durch das Bewusstsein des religiösen und moralischen Umbruchs und die empfundene Notwendigkeit verstärkter Hirten-Tätigkeit, vor allem aber durch die von der Reformation betonte Bedeutung religiöser Bildung des Volkes. Hier bot das territoriale Prinzip gute Einfluss- und Kontrollmöglichkeiten. Dies legte dann wieder einen Parochialzwang nahe, der durch die Möglichkeit zur Kirchenzucht verstärkt wurde. Auch hier diente die Kontrolle über die Gläubigen der Stärkung des parochialen Prinzips – entgegen der reformatorischen Intention, das religiöse Subjekt zu stärken

Damit wirkte sich die Reformation auf die Entwicklung der Parochie ambivalent aus: Sie erfährt eine faktische Aufwertung, die theologisch aber nicht gedeckt ist.

Das Gemeinschaftsideal des 19. Jahrhunderts

Für die Entwicklung des Charakters und der Aufgaben der Ortsgemeinde war dann eine andere Epoche viel entscheidender: Die zweite Hälfte des 19. Jh. Mit der beginnenden Moderne und Industrialisierung hatte eine Landflucht großen Ausmaßes in die Städte eingesetzt, die den Charakter der Ortsgemeinde und auch ihrer Aufgaben völlig verändern sollte. Die Gemeinden wurden riesig, in Hamburg beispielsweise umfassten sie bis zu 70.000 Gemeindeglieder. Mit der Industrialisierung und dem massenhaften Zuzug in die großen Städte gingen zudem die soziale Kontrolle und der Einfluss von Sitte und Brauchtum deutlich zurück. Der Gottesdienstbesuch sank stark ab, in den Großstädten schätzen wir ihn auf 1,5% der Kirchenmitglieder.

Nachdem erst christliche Vereine auf die Notlagen reagiert hatten, wurde rasch deutlich, dass die neue Zeit neue Formen von Kirche und von Gemeinde braucht, um Menschen zu erreichen. Es bildete sich die sog. Gemeindebewegung, die Ende des 19. Jahrhunderts die Gemeinde für die moderne Zeit ganz neu entwarf. Das Territorialprinzip wurde zwar beibehalten, aber der Charakter der Parochie anders bestimmt: Sie war jetzt nicht mehr nur ein religiöser Verwaltungsbezirk, sondern wurde zu einem „Hort christlicher Liebe“, der die Möglichkeit zu christlicher Gemeinschaftsbildung und aktivem Engagement bot. Besonders die Ideen von Emil Sulze (1832-1914) waren dafür wegweisend: Sulze strebte eine „überschaubare Gemeinde“ an, die von gegenseitiger Seelsorge- und Liebestätigkeit geprägt ist. Jedes Mitglied sollte zum einen erfasst, gekannt und betreut werden, zum anderen wollte Sulze die Gemeinschaft der Gemeindeglieder untereinander fördern. Zu diesem Zweck führte Sulze die Idee einer gemeinsam verbrachten Freizeit in der Gemeinde in Form von geselligen Abenden ein. Religiöse Themen kombinierte er mit kulturellen Angeboten sowie mit der Gelegenheit, über Sorgen und Nöte zu sprechen.

Sulzes Vorstellungen sind von der Struktur der freien Vereine geprägt, für die persönliches Engagement, Geselligkeit und Hilfe in Notlagen konstitutiv sind. Dieses Gemeindemodell ist ein typisch modernes Modell, das auf einer grundlegenden Kritik an der Gesellschaft beruht.

Gegenüber der modernen Welt, die von Konkurrenz und Disharmonie geprägt ist, soll Kirche die verloren gegangene vormoderne Dorfgemeinschaft in der Großstadt rekonstruieren.

Gleichzeitig wurde die aktive Beteiligung an diesen vereinsähnlichen Aktivitäten zum Maßstab für wahre kirchliche Mitgliedschaft. Da diese Form der Mitgliedschaft jedoch nicht von allen praktiziert wurde, entstand die bis heute bestehende Spannung von Kerngemeinde und formaler Mitgliedschaft. Seit der Gemeindebewegung ist die Idee der Gemeinde zudem emotionaler besetzt und verbindet sich nicht nur mit äußerem, sondern auch mit innerem Engagement. Schließlich hat diese Epoche die Grundlagen für das verantwortungsvolle ehrenamtliche Engagement gelegt, das die Ortsgemeinde bis heute prägt. Die geselligen Abende und überhaupt das Gemeindehaus wurden von Ehrenamtlichen gestaltet und geleitet, ebenso wie Sulze sog. „Hausväter“ ehrenamtlich einsetzte, die für die diakonische Hilfe in jeweils einem Wohnblock zuständig sein sollten.

Die heutige Gestalt der Ortsgemeinde lässt sich also nur verstehen, wenn man sich ihre Wurzeln in diesen ganz verschiedenen Epochen vor Augen führt. Das Konglomerat aus diesen ganz verschiedenen Impulsen macht es aber nicht nur kompliziert, das Konstrukt Ortsgemeinde im Ausland zu erklären, es erklärt auch viele Spannungen, die Sie möglicherweise in Ihren Gemeinden beständig erleben: Einerseits für alle nominellen Kirchenmitglieder und mit der Verwurzelung der Kirche im Dorf auch für die gesamte Bevölkerung eines Bezirkes zuständig zu sein und andererseits nur von einer Minderheit von diesen eine aktive Mitgliedschaft zu erleben. Einerseits ein hoher Grad an ehrenamtlicher Mitbestimmung und andererseits oft Schwierigkeiten, Ehrenamtliche für die zentralen Aufgaben – z.B. für den Gemeinderat – zu finden. Einerseits ein hoher Anspruch an die Pfarrperson, sich um die Kerngemeinde zu kümmern und andererseits die Anforderung, alle und das Gemeinwesen im Blick zu haben. Ich könnte die Liste fortsetzen, vermute aber, dass Sie das noch viel besser können. Der historische Blick löst diese Probleme selbstverständlich nicht, aber er macht immerhin deutlich, dass sie zu nicht geringen Teilen strukturell bedingt sind und nicht einzelne Personen, die Kirchenleitung oder gar man selbst die Ursache des Problems ist.

Bevor ich darauf eingehe, wie sich auf dieser Grundlage die Zukunft der Ortsgemeinde sinnvoll gestalten ließe, möchte ich jedoch theologisch nach ihr fragen. Dazu hat sich im Moment eine interessante Diskussionslage ergeben. Traditionell sehen sich ja andere kirchliche Organisationsformen als die Ortsgemeinde, vor allem die Dienste und Werke, gelegentlich dem Vorwurf ausgesetzt, sie seien theologisch gegenüber der Ortsgemeinde nachrangig. Im Moment sehen sich jedoch manchmal auch die Ortsgemeinden theologisch unter Druck und haben den Eindruck, sie müssten sich für ihre Existenz rechtfertigen. In beiden Richtungen erscheint mir theologischer Klärungsbedarf angezeigt.

2. Die Ortsgemeinde theologisch reflektieren

Grundlegend für alle theologischen Überlegungen zu kirchlichen Organisationsformen ist zunächst die schon in der Reformation formulierte Einsicht, dass sich zwar die Kirche als solche göttlicher Stiftung verdankt, ihre Organisationsformen aber immer menschlichem Bemühen entspringen, den Auftrag der Kirche in der jeweiligen Zeit gut zu erfüllen. Dies wird nicht nur reformatorisch, sondern auch biblisch gestützt. Denn blickt man auf der Suche nach Kriterien für die Gestalt von Gemeinde in die *Bibel*, wird rasch deutlich, dass sich dort kein einheitliches Bild von „Gemeinde“ findet. In der Nachfolgegemeinschaft um Jesus sammelten sich Menschen – meist auf seine Aufforderung hin – und lebten mit ihm. Daneben gab es

vermutlich 'Sympathisanten' und 'Sympathisantinnen', die in ihren Orten in Galiläa wohnen blieben und die Nachfolgemeinschaft unterstützten.² Die Bücher des Neuen Testaments zeigen unterschiedliche Vorstellungen christlicher Sozialformen. Während beispielsweise die Kirche, die Matthäus vor Augen hat, von der „Lebensform wandernder Charismatiker mit ihrem radikalen Nachfolge-Ethos“³ geprägt ist, führt die lukanische Version der Jerusalemer Urgemeinde das Bild einer von Einmütigkeit, Gemeinschaft und Gütergemeinschaft geprägten Organisation vor. Die paulinischen Gemeinden bestehen aus einer Gemeinschaft von Gläubigen in einer Stadt, die sich als Hausgemeinde versammeln. In der Bibel wird also keine bestimmte Gemeindeform favorisiert, aber sie werden auch nicht reglementiert. Die Formen, in denen Christinnen und Christen sich gemeinschaftlich organisieren, sind nicht göttlich gegeben oder theologisch festgelegt, sondern immer nur mehr oder weniger angemessen und mehr oder weniger sinnvoll.

Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass die kirchlichen Organisationsformen beliebig sind. Sie müssen sich theologisch daran messen lassen, ob sie dem *grundlegenden Auftrag der Kirche entsprechen*. Dieser Auftrag scheint mir nach wie vor dem von Ernst Lange in den 1960er Jahren geprägten Begriff der „Kommunikation des Evangeliums“ treffend benannt.⁴ Die Kirche hat die Aufgabe, mit den ihr zur Verfügung stehenden Möglichkeiten die Botschaft zu kommunizieren, dass Gott in Jesus Christus Mensch geworden ist, gekreuzigt und auferweckt wurde und auf diesem Weg alle Menschen hinein nehmen möchte in seine Liebe und seinen Heilswillen für die Welt. Es geht allerdings nicht darum, diese Botschaft auszurichten, sondern es geht darum, dass sie ankommt.⁵ Kommunikation ist nie einseitig, sondern immer ein gegenseitiger Prozess. Nun lässt es sich selbstverständlich von außen nicht beurteilen, wo und wann das Evangelium bei wem „angekommen“ ist - Glaube ist immer ein Geschehen zwischen Gott und Mensch und daher theologisch unverfügbar. Er ist zudem ein komplexes Phänomen in diversen Facetten und auf diversen Wegen. Gerade in einer Zeit gesellschaftlicher Vielfalt, in der sich auch die Glaubenswege vervielfältigen und Menschen auf sehr unterschiedlichen Wegen zu Gott kommen und ihren Glauben leben, verändern, mit ihm neu anfangen, muss die Kirche das Evangelium auf sehr unterschiedlichen Wegen kommunizieren.

Damit ist deutlich: Gemeinde im theologischen Sinne wird nicht durch räumliche Grenzen definiert, sondern durch das, was in ihr geschieht. Was eine Gemeinde ist, muss an inhaltlichen Kriterien gemessen werden, nicht an ihrer strukturellen Gestalt.

Diese Kriterien werden in der Praktischen Theologie gegenwärtig intensiv diskutiert.⁶ Diese Diskussion kann ich hier nicht im Ganzen darstellen, einige Kriterien scheinen mir jedoch für die Ortsgemeinde besonders wichtig:

² Vgl. Marksches, Christoph: Zwischen den Welten wandern. Strukturen des antiken Christentums (Europäische Geschichte), Frankfurt a.M. 1997, 177.

³ Roloff, Jürgen: Die Kirche im neuen Testament (Grundrisse zum Neuen Testament. Das Neue Testament Deutsch. Ergänzungsreihe Bd. 10), Göttingen 1993, 165.

⁴ Der Begriff wird bei Lange im Kontext homiletischer Überlegungen, aber auch im Blick auf das kirchliche Handeln insgesamt verwendet (vgl. Lange, Ernst: Zur Theorie und Praxis der Predigtarbeit, in: Ders., Predigen als Beruf. Aufsätze (hg. v. Rüdiger Schloz), Stuttgart/Berlin 1976, 9-51, 9.11.13f. u.ö.

⁵ Ausführlich zum Kommunikationsbegriff vgl. Hauschildt, Eberhard/Pohl-Patalong, Uta: Kirche (Lehrbuch Praktische Theologie, Gütersloh 2013, 411ff.

⁶ Vgl. a.a.O., 275ff.

- Eine Gemeinde bezieht sich auf Jesus Christus als Grund der Kirche. Darin versteht sie sich als einzelne Gemeinde immer als Teil der Gesamtkirche und kann sich nicht selbst genug sein. Ihr Bewusstsein, Teil einer Gesamtkirche zu sein, entlastet sie einerseits von der Vorstellung, das gesamte Spektrum kirchlicher Aufgaben zu erfüllen. Andererseits verweist es sie an andere Gemeinden und kirchliche Einrichtungen, mit denen sie gemeinsam den Auftrag erfüllt, das Evangelium in Wort und Tat zu kommunizieren.
- Konstitutiv für die Gemeindebildung neben dem regelmäßigen öffentlichen Gottesdienst ist die Erfüllung grundlegender kirchlicher Aufgaben. Eine Gemeinde sollte allerdings zumindest exemplarisch erkennen lassen, welche Aspekte des Auftrags der Kirche an der Welt und in der Welt sie erfüllt.
- Eine Gemeinde muss unterschiedliche Beteiligungsformen am gemeindlichen Leben ermöglichen, in denen das Priestertum aller Gläubigen zur Geltung kommt. Dies gilt in zwei Richtungen: Die Strukturen der Gemeinde und ihr Charakter müssen dazu einladen, dass Gemeindemitglieder sich aktiv und damit auch verantwortlich an der Gestaltung des Gemeindelebens und an der Erfüllung ihrer Aufgaben beteiligen.

Gleichzeitig kann die aktive verbindliche Mitarbeit aber nicht zum Kriterium von Kirchen- oder Gemeindemitgliedschaft gemacht werden. Kirchenmitglied wird man theologisch durch die Taufe, nicht durch die aktive Mitarbeit. Eine Nötigung zu einem bestimmten Engagement im Gemeindeleben ist also ebenso wenig legitim wie der Ausschluss von diesem.

- Gemeinde darf aber nicht selbstbezüglich im Binnenraum verbleiben und nur den Glauben ihrer Mitglieder im Blick haben, sondern ist in Wort und Tat an die Welt gewiesen. Dies bedeutet einerseits, diakonisch für andere tätig zu sein, andererseits, in der Kommunikation des Evangeliums die Gemeindegrenzen zu übersteigen und zu relativieren.

Die Konsequenz dieser Überlegungen ist: Die Ortsgemeinde ist eine durchaus legitime kirchliche Organisation. Es gibt theologisch keinen Grund, ihr die Legitimität abzusprechen. Gleichzeitig hat sie aber keinen prinzipiellen theologischen Vorrang vor anderen Organisationsformen. Alle Formen – die Ortsgemeinde wie alle anderen Sozialformen – muss sich ebenso wie alle anderen Formen auch an ihrem Auftrag orientieren, das Evangelium in der Welt mit aller Welt zu kommunizieren.

3. Die Ortsgemeinde zukunftsfähig gestalten

Fragt man nach der Zukunft der Ortsgemeinde, muss man gleichzeitig ihre aktuelle Situation noch ein wenig genauer wahrnehmen, als der historische Rückblick dies leisten konnte. Wir hatten ja gesehen, dass das Gebilde Ortsgemeinde aus vormodernen und frühmodernen Elementen besteht. Es trifft nun heute auf eine gesellschaftliche Situation, die „spätmodern“ genannt wird. Typisch für diese ist, dass das Leben wesentlich selbstbestimmter gelebt wird als in früheren Generationen und die Lebenswege vielfältiger geworden sind. Menschen sind mobiler und leben teilweise in sehr unterschiedlichen sozialen Zusammenhängen. Autoritäten und Traditionen werden nicht grundsätzlich abgelehnt, aber daraufhin hinterfragt, was sie austragen und ob sie für das eigene Leben hilfreich sind. Menschen müssen sich auch ihre Lebensorientierungen, ihre Werte, ihre Grundlagen selbst wählen. Dabei verändern sich die

gesellschaftlichen Lebensbedingungen laufend. Ich benenne daher einige Charakteristika ihrer heutigen Situation, identifiziere dann ihre Stärken und Schwächen und mache jeweils Vorschläge, wie sich die Stärken ausbauen und die Schwächen minimieren lassen.

3.1. Verknüpfung von Kirche und Ort

Charakteristisch für die Ortsgemeinde ist zunächst die enge Verknüpfung von Kirche und Ort, sowohl im Bewusstsein der Kirchenmitglieder als auch im Handeln der Kirche. Daraus folgen bestimmte Stärken der Ortsgemeinde im Blick auf ihre Kommunikation des Evangeliums – und bestimmte Schwächen.

Eine *Stärke* ist zunächst die flächendeckende Präsenz, die auch symbolisch deutlich macht: Wir sind für alle Menschen erreichbar und ansprechbar. Menschen, die regelmäßig den Kontakt zur Kirche suchen, haben kurze Wege. Menschen, die den sporadischen Kontakt, etwa für ihre Trauung, zu Weihnachten oder anlässlich der Einschulung ihres Kindes suchen, finden eine für sie zuständige Gemeinde.

Die Verbindung von Kirche und Wohnraum bietet zudem die Chance einer regionalen Identität von Gemeinde: Menschen verstehen sich als Mitglied der Dorfgemeinde X. Dies kann ihren Bezug zur Gemeinde stärken: Die Mitarbeit in der Gemeinde wird dann auch als Engagement für das Dorf verstanden, wenn man beim Basar mithilft, oder als Einsatz für den Stadtteil begriffen, wenn man die kirchliche Obdachlosenarbeit unterstützt. Auf diese Weise engagieren sich auch manche Menschen für die und in der Kirche, die nicht Kirchenmitglieder sind und/oder sich nicht als religiös begreifen – hier eröffnet die Identifikation über den Ort manchmal ein ganz neues Interesse für Kirche und ihre Inhalte überhaupt.

Damit verbindet sich auch eine nachbarschaftliche, gesellige Komponente, weil man in der Gemeinde Menschen aus seinem sozialen Umfeld wiedertrifft, sich mit ihnen nach dem Gottesdienst austauscht, im Chor das gemeinsame Hobby pflegt oder schon Leute kennt, wenn man sich zur Gemeindereise anmeldet oder neu zur Krabbelgruppe hinzukommt.

Menschen mit einem geringeren Grad an Mobilität haben zudem kurze Wege zu „ihrer“ Gemeinde. Dies betrifft eher junge und alte Menschen, eher Menschen unter sozial schwierigeren Bedingungen und eher Menschen mit Krankheit oder Behinderung. Relevant wird dies besonders für die ganz jungen Menschen, denen Gemeinden mit ihrer Kindertagesstätte eine soziale und gleichzeitig religiöse Heimat bieten, ebenso aber in den Besuchsdienstgruppen, die Menschen im sozialen Umfeld im Blick haben.

Und schließlich hat die Kopplung von Kirche und Ort den Vorzug, dass soziale Nöte und Bedürfnisse in der Gemeinde bekannt sein können und sie sich für diese zuständig fühlen kann – auch über die nominellen oder aktiven Kirchenmitglieder hinaus. Denn immer weniger Einrichtungen, gerade in ländlichen Regionen, sind dezidiert auf die Stärkung des Wohnortes ausgerichtet. „Kirche der kurzen Wege“ und „Kirche als Expertin des Nahbereiches“ können in dieser Situation ihr Potenzial besonders gut entfalten.

Soweit die Stärken der Verknüpfung von Kirche und Ort. Das gleiche Phänomen hat jedoch auch *Schwächen*:

Bevölkerungsgruppen und Biografien, die sich nicht auf Dauer mit einem bestimmten Ort verbinden und über diesen ihre Bezüge entwickeln, werden von dieser Organisationsform schwerer erreicht. Setzt die Parochie auf eine langfristige Bindung an einen Wohnort, wird

dieser gegenwärtig häufiger gewechselt. Empirische Studien zeigen, dass sich häufig nach einem Umzug die Bindung an die Kirche abschwächt und nicht automatisch zur neuen Wohnortgemeinde eine Beziehung gesucht wird.

Heute sind zudem Wohnen, Arbeit und Freizeit für viele Menschen weiter auseinander getreten. Die Erwartungen, die in den 1980er und 1990er Jahren auch von kirchlicher Seite geäußert wurde, nämlich dass die Bedeutung des Wohnortes wieder wächst, weil die Menschen dort angesichts der „Unbehaustheit“ der pluralen Gesellschaft Halt und Stabilität suchten, hat sich nicht durchgängig erfüllt. Die Bedeutung des Wohnortes in der Gegenwart ist für Menschen sehr unterschiedlich. Sie steht auch in Beziehung zu der jeweiligen Milieu- bzw. Lebensstilzugehörigkeit.

Die IV. EKD-Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung hat besonders deutlich gezeigt, dass vor allem diejenigen Bevölkerungsgruppen bzw. Milieus besonders kirchen- bzw. gemeindenah sind, für die der Wohnort wichtig ist.⁷ Umgekehrt bekommen Menschen, die ihre wichtigen Lebensbezüge nicht über den Wohnort herstellen, schwerer Zugang zur Ortsgemeinde, weil sie nachbarschaftlich und lokal ausgerichtet ist. Aber auch die sozial schwächsten Bevölkerungsgruppen werden von der Ortsgemeinde nicht angezogen. Das aber bedeutet: Bestimmte Menschen und Bevölkerungsgruppen werden von den vereinskirchlichen Angeboten der Ortsgemeinde mit einer deutlich höheren Wahrscheinlichkeit erreicht als andere. Diese wieder prägen den Charakter von Gemeinden, so dass sich andere Milieus häufig fremd fühlen – dies dürfte ein Grund sein, warum sozial schwächere Menschen trotz ihrer geringeren Mobilität wenig in Ortsgemeinden anzutreffen sind. In einer im letzten Jahr veröffentlichten empirischen Studie zur Situation der Ortsgemeinde, die das Sozialwissenschaftliche Institut in Hannover durchgeführt hat, spiegelt sich dies in der Zusammensetzung der Kirchengemeinderäte, von denen man annehmen darf, dass sie die Atmosphäre in der Ortsgemeinde nicht unwesentlich prägen: Sie haben überdurchschnittlich hohe Bildungsabschlüsse, hören überdurchschnittlich gerne klassische Musik und klassische Kirchenmusik, die Quote der Erwerbslosigkeit ist sehr gering und 18-34-jährige sind nur in geringen Zahlen (4,3 %) vertreten.⁸

Diese Problematik wird durch das sog. Zuweisungsprinzip, das Kirchenmitglieder automatisch als Gemeindeglieder einer bestimmten Gemeinde führt, verschärft. Vorteilhaft ist dieses Prinzip zum einen verwaltungstechnisch, zum anderen ist eine klare Zuständigkeit einer Gemeinde für jedes Kirchenmitglied gegeben.

Das Zuweisungsprinzip suggeriert jedoch eine gewisse Alternativlosigkeit, die so schon lange nicht mehr gegeben ist. Es wird ja in der Praxis auch vielfach ignoriert: Menschen wählen heute häufig selbst, wo sie ihre kirchliche Heimat suchen. Viele Gemeinden tragen mittlerweile selbst dazu bei, indem sie überregionale Angebote entwickeln und Menschen außerhalb ihres Einzugsbereiches ansprechen möchten. Nach der genannten Studie erreichen nach Einschätzung von 88% der Kirchenältesten die Angebote ihrer Gemeinde zahlreiche Menschen, die nicht in der Gemeinde wohnen, vor allem aus den Nachbargemeinden (63% sagen dies), aber auch aus der Region (59%) und darüber hinaus (22%).

⁷ Vgl. Huber, Wolfgang / Friedrich, Johannes / Steinacker, Peter (Hg.): Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006, 212-236.

⁸ Vgl. Hilke Rebenstorf/Petra-Angela Ahrens/Gerhard Wegner: Potenziale vor Ort. Erstes Kirchengemeindebarometer, Leipzig 2015, 31.

Dennoch führt das Zuweisungsprinzip manchmal dazu, dass sich kirchliche Haupt- oder Ehrenamtliche nicht freuen, wenn Menschen ihre kirchliche Heimat finden und von der christlichen Botschaft berührt werden, weil dies „woanders“ geschieht – oder umgekehrt, dass Kirchenmitglieder ein schlechtes Gewissen bekommen, weil sie gemeindlich „fremd gehen“ – nicht in einer anderen Religion oder Konfession, sondern in der gleichen Kirche!

Hier wird dann die organisatorische Frage auch zum theologischen Problem: Eine Gemeinde kann sich selbst genug werden und ihr Bewusstsein kann zurücktreten, sich als Teil der weltweiten Kirche Jesu Christi zu begreifen.

Wie kann sich die Ortsgemeinde in diesem Punkt weiterentwickeln? Ich schlage vor,

1. das Territorialprinzip mit der Zuständigkeit für alle als eine Offenheit für alle Menschen zu verstehen, die in irgendeiner Weise in Kontakt mit dem Evangelium kommen möchten. Das kann über eine Teilnahme an einem Traugottesdienst sein, über einen Einschulungsgottesdienst, in der Notfallseelsorge oder als ehrenamtlich Mitarbeitende für ein Projekt. Wenn sich die Ortsgemeinde in diesen sporadischen Kontakten einladend und warmherzig zeigt, ist das bereits ein Bestandteil der Kommunikation des Evangeliums. Sie ist in dieser Dimension uneigennützig, steht Nichtkirchenmitgliedern ebenso aufgeschlossen gegenüber wie Kirchenmitgliedern, unbekanntem Gesichtern ebenso wie bekannten, Menschen anderer Religionen und Weltanschauungen ebenso wie überzeugten evangelischen Christinnen und Christen.

2. die Verbindung der Ortsgemeinde mit dem Alltagsleben vor Ort als intensive Beschäftigung mit den Themen und Bedürfnissen der Menschen im Dorf oder im Stadtteil zu verstehen. Hier ist zunächst Wahrnehmung und Hinhören gefordert, um zu verstehen, was an diesem Ort wichtig ist und welches die Rolle der Gemeinde dabei sein kann. „Geh-Struktur“ heißt dieser Ansatz seit einigen Jahrzehnten, aber nicht immer war er frei davon, zu Menschen außerhalb der Ortsgemeinde zu gehen, um Kontakte zu knüpfen, die Botschaft besser anzubringen und vielleicht doch noch den einen oder die andere für das gemeindliche Engagement gewinnen zu können. Wenn sich dies nebenbei ereignet, ist dies natürlich immer ein Grund zur Freude, aber es macht einen großen Unterschied, wenn ich mich mit diesem Zweck dem Ort zuwende oder dies als Bestandteil der Kommunikation des Evangeliums mit allen Menschen vor Ort verstehe, in dem sich Kirche für oder besser: mit anderen ereignet.

3. (damit zusammenhängend) die Kompetenzen der Ortsgemeinde für den Nahbereich zu verstehen als spezifisches Engagement im Gemeinwesen vor Ort. Die christlich unauflösbare Verbindung von Wort und Tat, die gelebte Kommunikation des Evangeliums über das Wort hinaus findet seine Konkretion im aktiven Engagement im Dorf oder im Stadtteil für und mit Menschen, die in besonderer Weise Aufmerksamkeit und Zuwendung benötigen. Dies kann sich als Arbeit mit Menschen in sozial schwierigen Verhältnissen konkretisieren, als Stärkung der Strukturen ländlicher Räume, als Mittagstisch für Kinder oder natürlich auch als Unterstützung für Flüchtlinge.

3.2. Ort von Gemeinschaft und Geselligkeit

Wie vorhin dargestellt, gehört zur Kirche seit ca. 125 Jahren das an dem Vorbild der Vereine orientierte Prinzip christlicher Gemeinschaft und sozialer Geselligkeit. Auch dies hat Stärken. Die „Kopplung von Religion und Geselligkeit“, wie meine Bochumer Kollegin Isolde Karle es

formuliert, besitzt Chancen, insofern Menschen nicht nur aus religiösen Gründen zum Gottesdienst gehen, sondern auch, um soziale Beziehungen zu pflegen.

Allerdings: Wie schon gesagt, war es schon immer eine Minderheit, die diese Form von Kirchenbindung pflegt. Die Mehrheit verstand und versteht die Parochie weiterhin in der Logik religiöser Zuständigkeit und nutzt sie bei Bedarf - wenn das Kind getauft werden soll, wenn Weihnachten ist oder in außergewöhnlichen Lebenssituationen.

Dies ist der einzelnen Gemeinde keineswegs anzulasten: Keine kirchliche Sozialform muss und kann alle Kirchenmitglieder gleichermaßen ansprechen. Problematisch wird es nur, wenn diese Form kirchlicher Beteiligung verabsolutiert wird und die Kirchenmitglieder, die ihren Glauben anders leben, kritisch gesehen werden. Zwar ist der Glaube auf Gemeinschaft angewiesen und diese kann durchaus in der Ortsgemeinde gefunden werden, theologisch gesehen muss es dies aber nicht. Glaube ist ein Geschehen zwischen Gott und Mensch, das in der Taufe begründet wird und von christlicher Gemeinschaft unterstützt wird – in welcher Form auch immer. Die Formen von Gemeinschaft können lokal organisiert sein oder auf anderen Wegen zustande kommen, sie können sehr kontinuierlich sein, so dass sie – wie beispielsweise im klösterlichen Leben – das Alltagsleben bestimmen, sie können wöchentlich orientiert sein wie im klassischen Gottesdienstrhythmus, sie können sich über längere Zeiträume aktualisieren oder zeitlich begrenzt und dann vielleicht besonders intensiv sein. Entscheidend ist nicht, in welcher Form sie stattfinden, sondern was in ihnen geschieht.

Für die Zukunft kann dies bedeuten,

1. noch stärker die Aufmerksamkeit darauf zu richten, in welcher unterschiedlichen Formen christliche Gemeinschaft gelingen kann. Dies kann der Hauskreis sein, der ein langes Stück Lebensweg miteinander geht und sich im Glauben stärkt, es kann aber auch die Gemeinschaft sein, die zeitlich begrenzt im Rahmen eines Gospelprojektes entsteht oder die über Kontinente hinweggehende Gemeinschaft, die auf einer Partnerschaft mit einer Gemeinde in einem anderen Teil der Welt beruht, ohne je dort gewesen zu sein.

2. die ehrenamtliche Gestaltung des Gemeinschaftslebens im 19. Jh. heute so aufzugreifen, dass die Hauptamtlichen zunehmend weniger Gruppen und Kreise initiieren und leiten, sondern Ehrenamtliche bei der Gestaltung und Leitung der Gruppen unterstützen. Diese Überlegungen reagieren auf die Überlastung der Hauptamtlichen, sie reagieren aber auch auf die Entwicklung des Ehrenamtes in unserer Gesellschaft und sie zielen auf eine attraktive und lebendige Kirche der Zukunft. Wir wissen mittlerweile aus zahlreichen Studien, dass zunehmend mehr Menschen ein ehrenamtliches Engagement suchen in einem Bereich, der ihnen entspricht, ihre Talente fördert und in dem sie Gestaltungsfreiraum und Verantwortung übernehmen. Viele Gemeinden reagieren längst darauf und suchen nicht Ehrenamtliche für bestimmte vorher festgelegte Aufgaben, sondern sie überlegen mit ihnen gemeinsam, wo ihre Talente liegen und in welchem Bereich sie – oft zeitlich befristet – diese gut einsetzen können. Dies scheint mir ein sehr guter Ansatz, der zu verstärken ist. Wenn die Gemeinde verstärkt als Raum wahrgenommen wird, in dem man sich mit seinen Fähigkeiten und Gaben einbringen kann, gewinnt sie möglicherweise auch hinsichtlich Gremientätigkeiten wie Kirchengemeinderäten eine andere Ausstrahlung. Gleichzeitig könnte überlegt werden, wie die Kirchengemeinderatssitzungen so gestaltet werden können, dass die Mitglieder nicht nur Zeit und Engagement geben, sondern auch etwas für sich bekommen.

3.3. Generalistische Ausrichtung

Der Neuentwurf der Ortsgemeinde im ausgehenden 19. Jahrhundert wollte mit seinen Angeboten alle Gruppen der damaligen Gesellschaft ansprechen: Kinder, Jugendliche, Frauen, Männer und alte Menschen. In den letzten Jahrzehnten allerdings sind die Lebenswege, Lebensformen und auch die Zugänge zu Religion und Kirche so unterschiedlich geworden, dass sich mit dieser Gliederung viele Menschen nicht angesprochen fühlen. Viele Ortsgemeinden haben darauf mit einer Erweiterung ihres Spektrums von Angeboten reagiert und empfinden einen gewissen Druck, immer mehr für immer unterschiedlichere Menschen anbieten zu müssen. Die Fülle von Aufgaben führt für viele Hauptamtliche und Ehrenamtliche zu einer dauerhaften Überlastung. Dies wurde seit Mitte der 1990er Jahre, als zu den inhaltlichen Fragen zur Zukunft der Kirche die Finanzkrise hinzukam, noch einmal verschärft: Wenn Gelder und Stellen reduziert werden, können die Verbliebenen nur der Fülle der Aufgaben nachjagen.

Als Reaktion auf diese Schwierigkeiten haben mittlerweile viele Ortsgemeinden Schwerpunkte gesetzt und Profile entwickelt, in der Stadt stärker als auf dem Land, aber auch dort hat diese Entwicklung begonnen. Dies entlastet natürlich nur dann, wenn wirkliche gegenseitige Entlastung geschieht, also der Schwerpunkt nicht zusätzlich zum bisherigen Programm gesetzt wird, sondern die eine Gemeinde die Arbeit mit Konfirmandinnen und Konfirmanden für die Region übernimmt, die zweite die diakonische Arbeit und die dritte die Arbeit mit jungen Familien. Allerdings zeigt die empirische Studie, dass zumindest den Kirchengemeinderäten die Stärkung des Zusammenhaltes in der Gemeinde sehr viel wichtiger (71% sehr wichtig, 26% eher wichtig!) ist als die Gestaltung neuer Angebote zu gestalten (14% sehr wichtig, 36% eher wichtig und kulturelle Aktivitäten (16% bzw. 41%).

Ich plädiere dafür, diese Zusammenarbeit und Schwerpunktsetzung zu verstärken und diese zu begreifen als „arbeitsteiliges“ Verständnis der Kommunikation des Evangeliums. Ortsgemeinden begreifen sich in dieser Perspektive stärker von ihrer Zusammenarbeit mit anderen Gemeinden und auch mit Diensten und Werken her und arbeiten an der Kommunikation des Evangeliums im Vertrauen darauf, dass es die anderen ebenfalls tun. Die Entlastung und Unterstützung ist dann eine gegenseitige in der Haltung, gemeinsam Kirche zu sein; weder wird sie einseitig erwartet von den Diensten und Werken noch fühlen sich die Ortsgemeinden mit der Fülle ihrer Aufgaben allein gelassen. Strukturell geschieht dies ja bereits in vielen Regionen. Dazu gehört auch eine wachsende Kultur der gegenseitigen Wertschätzung solcher anderer Wege, als sie in der eigenen Gemeinde gegangen werden.

Die Begrenzung der Aufgaben ist dabei nicht nur pragmatisch sinnvoll, sondern sie hat auch eine theologische Komponente: Von Gott her gedacht ist das menschliche Bemühen um die Kommunikation des Evangeliums immer nur fragmentarisch und begrenzt möglich. Keine noch so lebendige und aktive Gemeinde kann den Anspruch erheben, die heilvolle Botschaft umfassend zu leben und zu kommunizieren. Vielleicht kann die theologisch bewusste Begrenzung die beschriebene Zusammenarbeit ein wenig erleichtern.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!